

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 19898.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Maurer beschlossen gestern mit Zweidrittelmehrheit, heute den Streik aufzugeben, womit der Kampf im Baugewerbe nunmehr vollständig beendet ist.

Für die Nachwahl in Schöpan-Marienberg wurde per fortschrittliche Landtagsabgeordnete Koch als liberaler Kompromißkandidat aufgestellt.

Die nationalliberale Parteipresse konstatiert jetzt selber einen Umschwung zugunsten Bethmann-Hollwegs in der nationalliberalen Partei.

Die Südslawen im Budgetausschuß des österreichisch-ungarischen Abgeordnetenhauses gaben die Obstruktion auf und schlossen ein Kompromiß in der Universitätsfrage.

In Madrid fand Sonntag eine riesige antiklerikale Demonstration statt.

Der russisch-japanische Vertrag, durch den beide Mächte sich die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes in Ostasien gewährleisten, soll heute unterzeichnet werden.

Ergebnisse und Lehren des Kampfes im Baugewerbe.

Leipzig, 4. Juli.
Nunmehr ist der Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern des Baugewerbes auf der ganzen Linie beendet. Die Begleiterscheinungen, die auftraten, speziell die Nichtanerkennung des Schiedspruchs in Leipzig und einigen andern Städten, waren im höchsten Grade bedauerlich, und man kann nur wünschen, daß sie auch in ihren Nachwehen nicht zu einer Schwächung der Verbände und zur Störung der Einheit führen. Nicht hieron soll im folgenden die Rede sein. Ebenfalls von der Taktik, die die Zentralvorstände der Gewerkschaften gewählt haben, sondern nur von den allgemeinen Ergebnissen.
Wir nehmen ohne weiteres an, daß die Vertreter der Arbeiterschaft bei dem Friedensschlusse alles, was an ihnen war, getan haben. Wir nehmen an, daß sie auf Grund ihrer genauen Einsicht in die Sachlage nach reiflicher Erwägung zu dem Schlusse gekommen sind, daß der Kampf abgebrochen werden mußte, daß es durch die Bedingungen geboten war, den Frieden zu schließen, und daß sie bei diesem Friedensschlusse alles für die Arbeiter herausgeschlagen haben, was unter den gegebenen Verhältnissen,

die allerdings zum Teil mit aus der eingeschlagenen Taktik resultierten, herauszuschlagen war. Unter dieser Voraussetzung wollen wir das Resultat betrachten.

Der Kampf war den Arbeitern aufgezwungen. Darüber kann für niemanden, der die Denkschrift der baugewerblichen Zentralverbände gelesen hat, der leiseste Zweifel bestehen. Der Unternehmerverband hat seit Jahren den Konflikt vorbereitet. Dieselben Leute, die, solange es irgend anging, den Abschluß von Tarifverträgen mit den Gewerkschaften verweigert haben, waren jetzt auf einmal darauf verfallen, einen zentralen Tarifvertrag abzuschließen, weil sie, wie die Denkschrift treffend sagt, die Absicht hegten, „die Tarifverträge zu einem Kampfmittel gegen die Arbeiter und ihre Organisation auszugestalten“. Nur so erklären sich die frechen Bedingungen, die man den Arbeitern zu bieten wagte, der Abschluß zentraler statt lokaler Tarifverträge, der obligatorische Arbeitsnachweis der Unternehmer, das Verbot der Agitation auf der Baustelle, die widersinnige Bestimmung über die Geltung des Tarifs nur für „leistungsfähige“ Arbeiter, die Bestimmung über Akkordarbeit. Das waren Bedingungen, von denen die Unternehmer genau wußten, sie seien absolut unannehmbar für die Arbeiter — und die Auslassungen des Berliner Unternehmerverbandes beweisen auch, daß sie es genau wußten — es waren Bedingungen, die die Organisation der Arbeiter zertrümmert hätten, wenn sie angenommen wurden. Sie wurden gestellt, um den Kampf zu provozieren, und im Falle eines Sieges der Unternehmer mit einem Schläge die Arbeiter für lange, lange Zeit niederzuwerfen.

Dieser Angriff der Unternehmer ist abgeschlagen, die Heißspornie haben einen Denzettel bekommen, der ihren Übermut empfindlich kühlte. Die Arbeiterschaft nicht nur des Baugewerbes, die Arbeiterschaft ganz Deutschlands darf sich dieses Sieges freuen. Denn: wären die Arbeiter hier unterlegen, so kann man todticher sein, daß alsbald die Unternehmer anderer Gewerbe den gleichen Versuch gewagt hätten, daß es dann zu einem Kampfe auf Tod und Leben, um die gewerkschaftliche Organisation in ganz Deutschland gekommen wäre. In dieser Hinsicht können wir von einem Siege auf der ganzen Linie sprechen und uns seiner freuen.

Doch darf der Siegesjubel uns nicht hindern, den Tatsachen ins Gesicht zu schauen, um unsre Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Da gilt es denn, festzustellen: dieser Sieg wurde errungen einerseits dank der glänzenden Disziplin, dem Kampfesmut und der Ausdauer der Bauarbeiter, andererseits aber infolge des Mangels an Solidarität und an Voraussicht auf Seite der Unternehmer. Das letzte muß besonders scharf betont werden. Wir dürfen hoffen, daß die Arbeiterschaft auch in Zukunft die gleiche glänzende Haltung zeigen wird, aber wir können nicht damit rechnen, daß bei den Unternehmern die Solidarität und die Organisation stets in diesem Maße

mangelhaft sein wird. Hätten nicht die Unternehmer einer Anzahl Orte frondierte und es wäre dem Unternehmerverbände gelungen, die Materialsperrung zu erzwingen, so wäre der Kampf ungleich schwerer und langwieriger geworden. Niemand aber kann uns die Versicherung geben, daß sich das in Zukunft, in sehr naher Zukunft ändern wird. Die Materialsperrung war nicht zu erzwingen, weil heute die Zentralisation in den Industrien, die hier in Frage kommen, noch nicht weit genug fortgeschritten ist. In Industrien, wo die Syndikatswirtschaft fest begründet ist, kann eine solche Sperrung sehr wohl durchgeführt werden, und wir wissen nicht, ob in zehn Jahren die Produktion von Ziegeln und Kalk nicht derart konzentriert und syndiziert sein wird, daß die Unternehmerverbände bei einer Aussperrung sicher sein können, ihren Abtrünnigen das Material in der Tat zu sperren. Ja, wir müssen das sogar als sehr wahrscheinlich für die Zukunft in Rechnung stellen.

Daraus folgt ganz allgemein — was ja auch an andern Tatsachen zu erkennen ist — daß für die Zukunft mit wirtschaftlichen Kämpfen von ungeheurer Ausdehnung zu rechnen ist, mit Kämpfen, bei denen die Unternehmer ebenso solidarisch auftreten, wie die Arbeiter. Daß diese Solidarität der Unternehmer nicht freiwillig, sondern erzwungen sein wird, ändert nichts an der Sache, wenn nur der Zwang stark genug ist. Das bedeutet dann keineswegs, daß die Position der Arbeiter hoffnungslos wird, es bedeutet nur, daß die Kampfmittel auch auf Seiten der Arbeiter verschärft werden müssen. Eine im vollen Sinne des Wortes allgemeine Aussperrung muß, wenn sie lange dauert, die Organisation der Arbeiter zum Weichhüten bringen. Auch die Unternehmer würden darunter leiden, aber hier hat es andre Wirkung: die Kleinen gehen zugrunde, die Großen bleiben und haben den Vorteil. Wir haben Ähnliches ja bereits erlebt in den Kämpfen der Bergarbeiter. Diese Kämpfe haben abgebrochen werden müssen, weil die Arbeiter nicht hoffen konnten, den Widerstand der Unternehmer zu brechen, weil eine Weiterführung des Kampfes trotz der aufopfernden Unterfützung der gesamten Arbeiterschaft nicht mehr möglich war.

Da taucht die Frage auf: Was können die Arbeiter tun, um zu verhindern, daß die organisierten Unternehmer eine Arbeiterorganisation nach der andern durch derartige allgemeine Aussperrungen vernichten?

Ein Mittel, die Entwicklung der Unternehmerverbände, der Syndikate und Kartelle hintanzuhalten, gibt es nicht. Ebenfalls ein Mittel, zu verhindern, daß diese Unternehmerorganisationen ihre Macht gegen die Arbeiter anwenden. Der Kampf muß und wird weiter toben.

Bisher hat die Arbeiterklasse diesen Kampf geführt, indem sie die gewerkschaftlichen Organisationen ausbaute. Jetzt taucht die Grenze der Macht dieser Organisationen vor uns auf: selbst eine vollkommenere Gewerkschaftsorganisation, der fast alle Arbeiter angehören, die

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris.
Einzige berechnete Uebersetzung von Eugen v. Tempel.
Nachdruck verboten.

Wie, wenn alles anders gewesen wäre? Bei dieser Frage überraschte sich Presley, während er mit ihr sprach. Ihr holder Liebreiz, ihre Sanftmut und Milde wirkte fast wie etwas Fühl- und Greifbares. Es war, wie wenn eine Liebstofung seine Wangen streifte oder eine zarte Hand die seine umschloß. Bei ihr — das wußte er — war Mitgefühl zu finden, und ihre Seele — nicht minder war er sich dessen bewußt — barg einen unermesslichen Reichtum an Liebe.

Und jetzt fühlte er mit einem Male, wie sein mildes Herz sich ihr erschloß. Ein Sehnen, das Beste, was in ihm war, ihr zu weihen, ihrethalben stark und gut zu werden, kein zweckloses, halb verfehltes Leben durch die Begeisterung für ihren Edelstinn, ihre Güte und Herzenstreue neu zu beginnen, quoll übermächtig in ihm auf und erlachte zu einem Vorsatz, wie er ihn so ernst noch nie gefaßt hatte.

Während eines Augenblickes sagte er sich, daß die Wohlthätigkeit dieser Gemütsbewegung den Beweis der Selbsttäuschung in sich trüge. Er war sich vollkommen darüber klar, daß seine Antriebe unvermittelt und von langer Dauer waren. Aber er wußte, daß diesmal kein wohlthätiges Gefühl ihn überrascht hatte. Ohne es sich zu vergegenwärtigen, war er von Anfang an zu Hilma hingezogen worden, und während all der schrecklichen Tage seit dem Gemetzel am Bewässerungsgraben hatte ihr Bild sich ihm fortwährend aufgedrängt. Und als er sie heute

schöner als je, ruhig, stark und gefaßt wieder sah, da erreichte das, was er für sie fühlte, seinen Höhepunkt.

„Sind Sie so unglücklich, Hilma,“ fragte er, „daß Sie vom Leben kein Glück mehr erwarten können?“

„Ich müßte vergessen — ich müßte meinen Mann vergessen — wie könnte ich sonst glücklich sein? Ich will lieber unglücklich sein in der Erinnerung an ihn, als glücklich und ihn vergessen. Er war buchstäblich und wahrhaftig meine ganze Welt. Ehe ich ihn kannte, hatte nichts für mich Wert, und jetzt, da ich ihn nicht mehr habe, hat alles seinen Wert für mich verloren.“

„Sie glauben jetzt,“ erwiderte er, „sich gegen den Toten zu verfehlen, wenn Sie wieder glücklich würden? Aber mit der Zeit — vielleicht nach Jahren erst — werden Sie erkennen, daß das nicht so zu sein braucht. Der Teil von Ihnen, der Ihrem Gatten gehört, kann sein Andenken immer heilig halten. Aber Sie sind jung; ein langes Leben liegt noch vor Ihnen. Eine drückende Bürde braucht Ihr Leid Ihnen nicht zu sein. Wenn Sie es so ansähen, wie Sie sollten und wie Sie es eines Tags ansehen werden, glauben Sie mir — so wird dieses Leid Ihnen eine große Hilfe sein. Es wird Sie veredeln, es wird Sie zu einer noch hochherzigeren, noch echteren Frau machen.“

„Ich glaube Sie zu verstehen,“ entgegnete Hilma. „In dieser Weise habe ich noch nie darüber nachgedacht.“

„Ich will Ihnen helfen,“ begann er von neuem, „wie Sie mir geholfen haben. Ich will Ihr Freund sein, und vor allem andern möchte ich Ihr Leben nicht unnütz dahingehraucht sehen. Ich gehe fort, und es ist sehr möglich, daß ich Sie nicht wiedersehe, aber Sie werden mir immer ein Halt und eine Stütze sein.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ entgegnete sie, „aber ich fühle, daß Sie sehr, sehr gut zu mir sind. Und ich hoffe, daß Sie es weiter sein werden, wenn Sie je zurückkommen sollten. Ich weiß nicht, weshalb Sie es so gut mit mir meinen, es müßte denn sein — ja, natürlich — Sie waren der beste Freund meines Mannes.“

Sie redeten noch eine Weile miteinander, bis Presley endlich sich erhob.

„Ich bringe es nicht über mich,“ sagte er, „Frau Terrid noch einmal zu sehen. Sie würde dadurch nur noch trauriger gestimmt werden. Bitte, sagen Sie ihr das. Ich glaube, sie wird es verstehen.“

„Ja,“ antwortete sie, „das will ich tun.“

Beide schwiegen; sie schienen einander nichts mehr zu sagen zu haben. Presley hielt ihr seine Hand hin.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie, ihm die ihre reichend. „Leben Sie wohl, Hilma. Gott segne Sie.“

Er wandte sich rasch um und verließ das Zimmer.

Aber als er in der Stille das Haus verlassen wollte, um ungesehen zu seinem Berde zu kommen, begegnete ihm unvermutet Frau Dyke und Sidney auf der Veranda. Er hatte vergessen, daß die Mutter und das Kind des Lokomotivführers seit jenem Schreckenstage, an dem Annixter getötet und Hilma aus ihrem Heim vertrieben war, ein Obdach in Los Muertos gefunden hatten.

„Und Sie, Frau Dyke,“ fragte er, ihr die Hand reichend, „wohin wenden Sie sich, da hier doch alles zusammenbricht?“

„Nach der Stadt,“ antwortete sie, „nach San Francisco. Ich habe dort eine Schwester; sie wird sich des Kleinmenschen annehmen.“

„Aber was gedenken Sie selbst zu tun, Frau Dyke?“

Mit eintöniger, ausdrucksloser Stimme antwortete sie ihm:

„Ich werde sehr bald sterben, Herr Presley. Wozu sollte ich auch länger leben? Mein Sohn ist auf Lebenszeit im Gefängnis, für mich ist alles vorüber, und ich bin müde, todmüde.“

„Das ist Unsinn, Frau Dyke,“ widersprach ihr Presley. „Sie müssen nicht so reden. Sie werden es noch erleben, daß Ihr Kleinchen eine glückliche Frau ist.“

Er versuchte einen heiteren Ton anzuschlagen, fühlte aber dabei, daß seinen Worten das Ueberzeugende fehlte.